

Nun ist es Zeit, einiges Lobende über die Frau des Bruders des Vaters zu sagen, denn sie war ein tüchtiges Weib. Jakob konnte und mochte sich zwar nicht vorstellen, dass sie möglicherweise noch tüchtiger war, als es seine Mutter einst gewesen war, aber er hatte große Achtung vor ihr. Eher zierlich und klein von Wuchs, verfügte sie doch über beachtliche Energie. Als zum Beispiel die älteste und schon recht betagte Kuh des Hofes sich mit der Niederkunft ihres vierten Kalbes arg quälte und nach einem halben Tag erschöpft am Boden lag, ohne das Werk vollendet zu haben, nahm die Frau des Bruders des Vaters kurzerhand die Suppe vom Feuer, die sie für das Abendessen bereitete, und schritt zur Tat: Ihr jüngstes Neugeborenes wie immer auf den Rücken gebunden, kniete sie hinter der stöhnenden Kuh nieder, was ihr aufgrund ihres sehr runden Bauches, in dem ihr siebentes Kind auf den Eintritt in die Welt wartete, doch recht schwerfiel. Dann schob sie ihren Ärmel hoch, gab der Kuh einen Klaps auf das Hinterteil und stieß ihren Arm tief in das Tier hinein. Mit zusammengepressten Augen und Mund arbeitete sie im Leib des Tieres herum, keines der umstehenden Kinder wusste, was genau sie machte, vermutlich wusste sie es selbst nicht, außer, dass sie nach dem Kälbchen suchte. Eines der kleineren Kinder begann zu weinen, weil es um die Mutter fürchtete, als diese plötzlich rief: »Da hab ich dich!« Und dann stemmte sie ihre Füße mit aller Kraft gegen den Leib der Kuh und zerrte das Kalb heraus. Erschöpft lag die Frau des Bruders des Vaters am Boden und sah zu, wie die Kuh sich mühsam erhob und ihr Junges ableckte.

Jakob eilte ins Haus und holte den großen Daubenbecher voll Dünnbier<sup>5</sup>, den die Frau dankbar entgegennahm und in großen Schlucken leerte. Als der Vater am Abend vom Acker kam und das Kalb auf zittrigen Beinen neben der Kuh stehen sah, tätschelte er das Tier und sagte: »Na, das hast du ja wieder mal gut hingekriegt.«

Wenn ich die Schwangerschaft der Frau des Bruders des Vaters erwähnte – die ich von nun an der Kürze wegen *die neue Mutter* nennen werde –, dann nicht, weil es etwas Besonderes gewesen wäre. Im Gegenteil: Schwangerschaften waren ein wichtiger Teil der Lebensgrundlage. Denn der Grundherr, der immer wieder betonte, wie sehr ihm das Wohl seiner Bauern am Herzen lag, hatte entschieden, dass die Pacht halbiert würde, solange die Frau eines Bauern schwanger sei oder während der letzten drei Monate ein Kind zur Welt gebracht hätte, da sie als Arbeitskraft in dieser Zeit ja nur die Hälfte zu leisten vermöge. Das war zweifellos eine sehr kluge Erkenntnis des Grundherrn und die Schlussfolgerung eine lobenswerte. Und so waren die Bauern bemüht, ihre Weiber ständig in froher Erwartung zu halten, was natürlich zu einer großen Kinderschar führte, die am Ende wesentlich mehr erwirtschaften konnte als eine kleine. Was durchaus auch zum Nutzen des Grundherrn war. Aber wir wollen jetzt nicht darüber rechten, ob seine

Entscheidung in Wahrheit nur dem Eigennutz diene. Es macht auch keinen Unterschied.

Jakob also hatte die neue Mutter von Herzen lieb. Und ihre Kinder ebenso. Meistens zumindest. Es war hin und wieder ärgerlich, wenn sie ihn aufstöberten, kaum dass er sich in einen ruhigen Winkel zurückgezogen hatte, um zu lesen, aber ihre Zutraulichkeit, wenn sie ohne Hemmung auf ihm herumkletterten, rührte ihn. Ja, er hatte es durchaus gern, wenn sie seine Gesellschaft suchten: Drei Mädchen und drei Jungen, zwei der letzteren Zwillinge, die allesamt begierig darauf waren, in Haus und Hof mitzutun und zu helfen, was mit ihren kleinen Händen möglich war. Jakob wusste sehr wohl, was das kindliche Wehgeschrei zu bedeuten hatte, das nicht selten von einem der Nachbarhöfe herüberwehte. Sein Vater und die neue Mutter jedoch hatte er noch nie Hand an eines der Kinder legen sehen. Wie es ihm schien, gab es auch keinerlei Veranlassung dazu. Und wenn doch irgendwann einmal Streitigkeiten unter den Kindern ausbrachen, brauchte Jakob nur auf Händen um die Ecke zu kommen und die Augen zu verdrehen, schon löste sich jedes Gezänk in Freudengeschrei auf.

## »Der Keim des Todes lauert überall«

Zur Dorfversammlung am nächsten Tag ging der Vater dann doch nicht. Denn die Mutter erlebte gerade eine neue Marien-Erscheinung. Diese hatte sich wie üblich angekündigt, indem sie Psalmen und Bibelverse murmelte, sodass schleunigst Pater Gotwinus geholt wurde – eine Aufgabe, die Jakob zufiel. Der Gottesmann brauchte seiner nur angesichtig zu werden, schon eilte er herbei, da er wusste, was die Stunde geschlagen hatte. Und daran tat er gut, denn was die Heilige Muttergottes diesmal mitzuteilen hatte, war von allergrößter Bedeutung.

Niemand außer dem Pfarrer durfte an ihrem Bett sitzen, wenn die Mutter von ihrer Vision berichtete. Entsprechend neugierig waren alle, als er endlich aus der Tür trat, und umringten ihn. Der Pfarrer aber winkte Jakob und den Vater herbei und ging mit ihnen einige Schritte hinter das Haus. Dort senkte er den Blick, faltete die Hände, atmete tief durch und sagte bedeutungsschwer: »Das Antoniusfeuer<sup>6</sup>!«

Jakob sah seinen Vater verständnislos an, der ebenso ratlos dreinblickte. »Das Antoniusfeuer!«, wiederholte der Pfarrer. »Es kehrt zurück!«

Nun werden wohl allenfalls die Älteren unter Euch, verehrte Leser, eine Vorstellung davon haben oder gar eine eigene Erinnerung an den Schrecken und das Grauen, das diese Seuche verbreitet. Für die Jüngeren will ich es kurz schildern: Diese todbringende Erkrankung, die den Körper des Menschen binnen weniger Stunden von innen heraus wie ein Feuer aufzehrt, gilt von alters her als die schlimmste Strafe Gottes, die er sich je für die Menschen einfallen ließ, abgesehen vielleicht von der Sintflut oder – wenn wir denn ganz weit zurückgreifen wollen – von der Vertreibung aus dem Paradies. Und immer, wenn die Krankheit die Menschen heimsucht, beginnt das Rätselraten: Wofür straft der Herr uns diesmal? Welche Sünde wurde begangen? Und vor allem: von wem? Einen oder am besten mehrere Schuldige galt es dann schnellstens zu finden, denn sie zu richten, ist der erste und wichtigste Schritt zur Heilung. So war es seit jeher: Meistens erschlug man einige Juden, verbrannte Krüppel und Wahnsinnige oder vierteilte schwarze Katzen. Die grauenhafte Krankheit zog sich dann sehr schnell zurück, zumindest wurde nicht mehr viel über sie geredet. Aber dass sie jetzt noch einmal wiederkehren würde –wer hätte das für möglich gehalten? Es musste Schreckliches geschehen sein.

Er würde sofort damit beginnen, in den umliegenden Roggenfeldern die Saat des Bösen zu beschwören, verkündete der Pfarrer, da man ja mittlerweile wisse, dass die Seuche gewöhnlich hier ihren Ausgang nahm. Sollte sie es aber wagen, sich dem Zeichen des Allmächtigen zu widersetzen, würde er sie in aller Heiligen Namen verfluchen! So sprach der fromme Mann, und gleich darauf sah man ihn mit über den Kopf erhobenem Kreuz singend durch die Felder gehen und zwischendurch Beschwörungen ausstoßen.

Jakob und der Vater beobachteten ihn von Ferne. »Er ist ein Mann Gottes und weiß es nicht besser«, sagte der Vater nach einer Weile, »wir Bauern jedoch kennen die wahre Ursache der Seuche. Ich sprach schon einmal davon, erinnerst du dich, Sohn? Der Keim des Todes lauert in der Ähre des Roggens: die schwarzen Spelze, schwarz wie der Teufel – sie sind's, die das Gift enthalten! Also: Wenn der fromme Mann sein Werk vollendet hat, geh' auf den Acker und betrachte jeden einzelnen Halm. Und solltest du hier oder dort tatsächlich einen schwarzen Spelz entdecken, brich ihn ab und nimm ihn mit! Wir werden ihn am Abend verbrennen.«

Und so kam es, dass Jakob während der nächsten Tage damit beschäftigt war, Halm für Halm den Roggenacker zu durchkämmen auf der Suche nach dem schwarzen Spelz. Er tat dies sehr gewissenhaft, denn die Worte seiner Mutter waren ihm heilig. Aber nach sechs Tagen stand fest: Es war kein schwarzer Spelz vorhanden, das Antoniusfeuer würde zumindest hier nicht wüten. Was Jakob insgeheim beschäftigte, war allerdings die Frage, ob die teuflische Krankheit ohne die Warnung der Heiligen Muttergottes und die Verfluchungen durch den Pfarrer vielleicht doch ausgebrochen wäre und er nur deshalb keine schwarzen Ähren gefunden hatte, weil sie bereits verdammt und verflucht worden waren. Aber er verwarf diesen Gedanken schnell und wandte sich erleichtert seinem Buch zu, denn er fand, nach erfolgreicher Erledigung einer so wichtigen Aufgabe hätte er das verdient.

Der Vater war allerdings nicht dieser Ansicht, und als er Jakob in seinem bevorzugten Leseplatz unter dem Kirschbaum sitzend fand, befahl er ihn herein. »Die Tinte ist zu hell!«, sagte er erzürnt. »Wir müssen sie neu aufkochen. Und wenn sie dann immer noch nicht genügend dunkel ist, müssen wir roten Wein hinzugeben.«

»Aber wir haben keinen«, erwiderte Jakob.

»Denkst du, das weiß ich nicht? Lass dir etwas einfallen, besorge welchen, statt dir mit dem ständigen Lesen die Augen zu verderben.«

Jakob musste lächeln, als er aus dem Haus trat: So knurrig war der Vater nur, wenn er über sich selbst erzürnt war, und das war er wohl gerade. Denn er selbst war es, der den Schlehensud nicht lange genug gekocht hatte. Und nun war guter Rat teuer ...

Jakob ging auf direktem Weg zum neuen Dorfschulzen – der, den alle hassten und der das Amt dennoch erhalten hatte, weil keiner es gewagt hatte, offen gegen ihn zu stimmen. Der Schulze sah Jakob erstaunt an, als dieser vor seiner Tür stand und sein Begehren vortrug. »Messwein?«, fragte er, »du fragst nach Messwein?«

»Ich frage nicht für mich!«, beeilte sich Jakob zu erklären. »Der Herr Pfarrer schickt mich. Er war drei Tage lang bei meiner lieben Mutter, die wieder Visionen hatte, und so wird in der Kirche ein großer Andrang erwartet, weil alle wissen wollen, was der Pfarrer zu berichten hat. Und da benötigt er natürlich mehr Messwein als gewöhnlich, ist das schwer zu verstehen?«

Der Schulze sah den Jungen erbost an: So hatte noch nie jemand mit ihm gesprochen! Er holte schon zu einer Ohrfeige aus, als er den Jungen sagen hörte: »Wenn Ihr das tut, wird das Antoniusfeuer Euch verzehren – Euch und Eure gesamte Brut.«

Dem Schulze klappte der Unterkiefer herunter, grunzend drehte er sich um, verschwand im Haus und kam kurz darauf mit zwei Krügen roten Weines wieder heraus. »Mein letzter!«, sagte er. »Hätt's denn nicht auch weißer getan?«

»Jesu Blut«, raunte Jakob, »Jesu Blut! Hat je schon einer gehört, dass es weiß gewesen wäre?«

»Verswinde!«, knurrte der Schulze, »und wehe, du hast mich hinters Licht geführt!«

Diese Drohung klang in Jakobs Ohren noch eine Weile nach, aber als er und sein Vater mithilfe des Messweines der Tinte ihre richtige, tiefrote Farbe verliehen hatten und der Vater seinem Sohn anerkennend auf die Schulter klopfte, vergaß er sie. Stattdessen schlug er flugs die Seite des Buches auf, die er schon vor einigen Stunden zu lesen beabsichtigt hatte.

*Das Mädchen war entzückend anzusehen, las er mit klopfendem Herzen. Sie trug ein grünes Kleid, das völlig durchlöchert war und ganz verschlissen, sodaß ihr Leib hindurch schimmerte, weiß wie Schwanengefieder. Es heißt, daß kein Mädchen je von solch vollendeter Gestalt war. Wäre sie reich gewesen, dann hätte ihr nichts zu einer vollkommenen Ehefrau gefehlt. Ihr Leib schimmerte durch die ärmlichen Kleider wie eine weiße Lilie, die inmitten schwarzer Dornen steht. Ich glaube, Gott hat seine ganze Sorgfalt auf sie verwendet, daß sie so schön und so anmutig wurde. Es tat Erec leid, daß sie sich so viel Mühe machte. Er sagte zu ihrem Vater: Das sollten wir ihr nicht zumuten, daran ist sie nicht gewohnt. Das ist eher meine Aufgabe. Da sagte der Alte: Man soll dem Gastgeber seinen Willen lassen, so ist es richtig. Aber wir haben keine Knechte. So ist es in Ordnung, daß sie es tut. Und das Mädchen tat, was der Vater ihr auftrug. Mit ihren weißen Händen versorgte sie das Pferd. Und wäre Gott auf Erden unterwegs gewesen, glaube ich, daß selbst er mit einem solchen Pferdeknecht*